

Gedächtnisrede auf Friedrich Schiller.

Von Prof. Dr. Hermann Rump.

Festvortrag, gehalten zur Feier von Schillers hundertstem Todestage.

Am 9. Mai 1805 starb Friedrich Schiller. Hundert Jahre sind seit seinem Tode vergangen und noch immer sind in unserer Literatur die Werke Goethes und Schillers „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“.

Der hundertste Geburtstag unseres Dichters, der 10. November des Jahres 1859, war ein Weihetag des deutschen Volkes. Er entzündete die Flamme der Begeisterung für das Ideal; in einer trostlosen Zeit schöpften die Geister neuen Mut und neue Kraft für eine bessere Zukunft.

Auch heute sind die Ideen, für die Schiller durch sein ganzes Leben mit der Kraft seines Geistes, mit der Glut seiner Empfindung, mit der Macht seines Wortes eingetreten ist, noch lange nicht verwirklicht. Noch starren die Völker unseres Erdenrundes in Waffen, noch sind Willkür und Gewaltherrschaft in den Staatsformen mancher Länder an der Tagesordnung; doch immer lauter und kräftiger werden die Stimmen der Menschlichkeit und Freiheit! So treibt und drängt es auch die edelsten Geister aller Nationen und Völker, den hundertsten Todestag Schillers als wehevollen Erinnerungstag an den Dichter zu begehen, der gesungen „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“, und der ganzen Menschheit zugerufen hat:

„Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternzelt!
Muß ein lieber Vater wohnen.“

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ So war Schiller. Schon aus seiner zartesten Kindheit werden uns Züge rührender Herzengüte überliefert. Einem armen Manne, der ihn um eine Gabe bat, schenkte er als Knabe, da er kein Geld bei sich hatte, die silbernen Schnallen seiner Schuhe. Als Mann half er Notleidenden, wo und wann er nur konnte: so der verarmten Familie des Baumeisters Hölzel, der ihm selbst in schweren Stunden seines Lebens in Mannheim beigestanden. Er war der beste Sohn und Bruder, der zärtlichste Gatte und liebevollste Vater. Treu war er als Freund. Seinen Jugendgenossen Scharffenstein, Hoven, Streicher bewahrte er eine freundschaftliche Gesinnung durch das ganze Leben. Wie innig und fest war der Freundschaftsbund, den er als Mann mit Christian Gottfried Körner, mit Wilhelm von Humboldt, mit Goethe geschlossen! „Schillers Anziehungskraft war groß“, so schreibt Goethe

in seinen „Tag- und Jahresheften“ aus dem Jahre 1794, „er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging“ und das sich entwickelnde Freundschaftsverhältnis zu Schiller zählt Goethe „zu dem Höchsten, das ihm das Glück in späteren Jahren bereitete“.

Doch schlug unseres Dichters Herz nicht nur einzelnen, die ihm im Leben nahe standen, es schlug der ganzen Menschheit. Das Wort Herders: „Mensch sein ist etwas Hohes, ja, das Höchste, die Menschheit ist ein Vorzug, eine Würde, ein Adel, eine Krone“ war auch sein Glaubensbekenntnis. Für das, was er für wahr und recht hielt, ist er während seines ganzen Lebens in Wort und Schrift, in seinen Dichtungen und wissenschaftlichen Abhandlungen mutig eingetreten. Schiller war und ist der Mit- und Nachwelt ein Hochbild männlicher Überzeugungstreue. Als der Herzog Karl Eugen von Württemberg ihm das Dichten verbot, wandte er sich, wie später der Karlos seiner Dichtung, an das Vaterherz des Fürsten, damit des „Zweifels felsenfeste Rinde von diesem Herzen“ niederfalle. Doch der Herzog blieb starr wie ein Fels. Da hat der Dichter Not und Elend, von welchen seine Jugend bis dahin verschont geblieben war, freiwillig auf sich genommen, um sich selbst und sein Talent zu retten. Er ging wie sein Karl Moor in ein fremdes, unbekanntes Land hinaus: „Ich selbst bin mein Himmel und meine Hölle.“ Und er hat wie sein Held auch in den Tagen, da die Verzweiflung sein letzter Ausweg schien, niemals dem Elend den Sieg über sich eingeräumt. Die Menschen konnten ihn demütigen, aber nicht vor sich selbst erniedrigen. „Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden.“

Schiller ist uns ein leuchtendes Vorbild rastlosen Strebens nach Vervollkommnung des Geistes und Herzens. Welche Wandlung hat sein Dichtergenius durchgemacht von seinen „Räubern“ bis zum „Wilhelm Tell“! Wilhelm von Humboldt sagt in der „Vorerinnerung. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“: „Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen anderer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens.“ Es hat keinen strengeren Beurteiler seines dramatischen Erstlingswerkes gegeben als den Dichter selbst. Ohne Unterzeichnung seines Namens erschien diese Selbbsrezension im „Württembergischen Repertorium“. Ein begeisterter Bewunderer des Trauerspiels, der in einer Anzeige den Dichter der „Räuber“ den zukünftigen Shakespeare Deutschlands genannt hatte, meinte, der namenlose Beurteiler habe den Dichter

gar nicht verstanden, worauf Schiller kurz erwiderte, der anonyme Rezensent sei der Dichter selbst.

Das Studium der Geschichte und Philosophie, die Lektüre der alten Klassiker, der innige persönliche Verkehr mit Goethe wirkten läuternd auf seine Kunstanschauung und veredelnd auf seinen dichterischen Ausdruck. Eine fremde Individualität vermochte Schiller, wie Wilhelm von Humboldt, der feinsinnige Beurteiler seiner Geistesentwicklung, sagt, ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden. Die unermüdliche Tätigkeit seines Geistes ist um so bewunderungswürdiger, als seine Gesundheit seit seiner schweren Brustkrankheit im Winter vom Jahre 1790 auf 1791 untergraben war. Er wußte es, daß ihm kein langes Leben beschieden sei. Wie oft überwand seine unvergleichliche Willenskraft das Siechtum seines Leibes in diesen letzten Jahren seines Lebens, in denen er Meisterwerke der dramatischen Dichtkunst geschaffen, die Dramen seines klassischen Stils, die für alle Zeiten der Stolz und die Freude des deutschen Volkes bleiben werden.

Auch in sittlicher Beziehung ist die Persönlichkeit Schillers ein strahlendes Vorbild. Wohl hatte auch sein Herz Irrungen und Wirrungen zu bestehen, wohl gab es auch in dem Leben unseres Dichters Augenblicke und Stimmungen, in denen er „Die Freigeisterei der Leidenschaft“ geschaffen. Doch ging Schiller aus diesen Seelenkämpfen geläutert und rein hervor; es siegte bei dem Manne, der sich zum strengen kategorischen Imperativ Immanuel Kants bekannte, immer die Pflicht im Kampfe mit der Leidenschaft und mit vollem Rechte hat Goethe dem heimgegangenen Freunde die Worte nachgerufen:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Die Güte seines Herzens, die Reinheit seines Gemütes, der Adel seiner Gesinnung, die Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne in der Welt, diese Eigenschaften seiner Seele befähigen Schiller zum Dichter des Ideals. Als solcher offenbart er sich vorzugsweise in seinen Werken. Er wollte in seinen Dramen den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höheren Schauplatz“ versetzen und das Publikum für der „Menschheit große Gegenstände“ erwärmen und erheben: Dem Helden seines ersten Trauerspiels schwebt ein Idealstaat vor, in dem eine gerechte Verteilung der irdischen Güter hätte stattfinden sollen. Karl Moor nimmt den schlechten Reichen das Geld, um es würdigen Armen zu geben; er läßt begabte junge Leute,

denen es an materiellen Glücksgütern fehlt, auf eigene Kosten studieren. Als er sich aber überzeugt, daß zwei Menschen wie er „den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden“, liefert er sich dem Arm der Obrigkeit aus, um die ewige Gerechtigkeit zu sühnen.

Fiesko kämpft mit seinen Genossen für die Freiheit seines Vaterlandes gegen einen gewalttätigen Usurpator. Als er aber selbst dem Dämon der Herrschsucht unterliegt und nach errungenem Sieg nach der Herzogskrone greift, wird er vom edlen Freiheitshelden Verrina, der alle persönlichen Interessen der Freiheit seines Vaterlandes unterordnet, ins Meer gestürzt.

In einer Zeit, in der der Mensch erst mit dem Freiherrn begann, kämpfte Schiller in „Kabale und Liebe“ gegen die Standesvorurteile, für den Ausgleich der einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft und entwarf ein wahrheitsgetreues Bild von dem lasterhaften Treiben, das zu seiner Zeit an manchen Höfen der süddeutschen Kleinstaaten an der Tagesordnung war.

Die Ideen der Gedankenfreiheit und religiösen Duldung, die aus England über Frankreich nach Deutschland gekommen waren, waren auch die Ideen Schillers. Sie sind dichterisch verkörpert in der Gestalt des edlen Malteserritters Marquis Posa, der seinem König die Worte zuruft: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ Um diese Ideen zum Siege zu führen, geht Posa freiwillig in den Tod. Ein heiliges Vermächtnis hinterläßt er durch die Königin seinem gleichgesinnten Freunde Karlos, dem spanischen Infanten:

„Er mache —

O, sagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,

Sagen Sie

Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert!
Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre!“

Die Heldengestalten in den Trauerspielen Schillers — Fiesko und Wallenstein ausgenommen — ziehen einen ehrenvollen Tod einem Leben der Entsagung, Demütigung und Erniedrigung vor; sie sterben lieber, als daß sie es ertragen könnten, einschuldbeflecktes Leben zu führen: Max Piccolomini sucht den Tod in der Schlacht, da er die Tochter des Mannes liebt, der zum Verräter geworden ist an

seinem Kaiser. — Mortimer ist es nicht gelungen, Maria Stuart aus des Kerkers Banden zu befreien, seine Anschläge sind entdeckt, der elende Leicester läßt ihn, um sich selbst zu retten, als Hochverräter verhaften; doch dem kommt Mortimer zuvor, indem er sich ersticht: „Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.“ — Der Brudermord belastet Don Cesars Seele; er hat Don Manuel, wie er es später erfährt, der Schwester wegen ermordet. Dadurch fühlt er sich schuldig „einer Greuelthat, die keine Reu' und Büßung kann versöhnen“; er faßt daher den Entschluß, sich selbst zu töten:

„Den alten Fluch des Hauses lös' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.“

Als seine Mutter ihn beschwört, am Leben zu bleiben, sagt er ihr:

„Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung,
Mit strengen Bußkasteiungen allmählich
Abschöpfend eine ew'ge Schuld — ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebroch'nem Herzen.“

Und als er den Dolch in seine schuldbeladene Brust stößt und an der Seite seiner Schwester sterbend niedergleitet, spricht der Chor nach einem tiefen Schweigen:

„Erschüttert steh ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Los.
Das eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Die Begriffe von Vaterland, Vaterlandsliebe, Staat und staatlicher Ordnung nehmen einen großen Raum ein im Denken und Dichten Schillers. „Kein Schriftsteller“, so schreibt er seinem Freunde Körner (Brief vom 28. November 1791), „so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen.“ Und die Königin läßt er im „Don Karlos“ die Worte sprechen: „Uns alle zieht das Herz zum Vaterland.“ Das hohe Lied begeisterter Vaterlandsliebe hat er aber in seiner „Jungfrau von Orleans“ gesungen. Mit dem ganzen Herzen schrieb er an diesem Stück. Der Gesinnung des Biedermeiers Thibaut, der da meint:

„Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes
Und unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung
Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims,“

steht die selbstlose, opferbereite Vaterlandsliebe seiner Tochter Johanna gegenüber, die ihre ländliche Heimat verläßt, das Schwert und die Fahne ergreift, um mit Gott für König und Vaterland ihr durch Niederlagen bereits entmutigtes Volk zum Siege zu führen:

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“

Und:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

Die Vaterlandsliebe wird nach dem Urteil Schillers gefördert und gestärkt durch die gesetzliche Ordnung, die im Staate herrscht; sie ist geradezu ein Ergebnis dieser Ordnung:

„Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich.“

In dem „Lied von der Glocke“ nennt Schiller die Ordnung im Staate

„segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.“

Die Ordnung im Staate soll auf dem Fortschritt und der Freiheit des Geistes beruhen, auf daß alle Kräfte des Menschen zur Entfaltung gelangen können. In der Abhandlung „Die Gesetzgebung des Lykurgus“ sagt Schiller: „Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung.“

Der Gedanke von den zwei Seelen im Menschen, von dem Kampfe, den das Gute mit dem Bösen in der Brust des Einzelwesens führt, kommt schon bei Plato und Xenophon vor. Die klassische dichterische Gestaltung dieses Themas in unserer Literatur ist Goethes „Faust“. Auch Schiller hat dieses Motiv mit Vorliebe behandelt. Im „Don Karlos“ und in der „Jungfrau von Orleans“ siegt in der Brust der ringenden Helden gestalten die Pflicht über die Leidenschaft. Diese Läuterung der Seele tritt beim spanischen Infanten durch den Opfertod seines Freundes ein. In dem Auftritt, in welchem er von der Königin Abschied nimmt, um sich nach Brüssel zu begeben, wo er die Pläne seines Roderich verwirklichen will, tritt er der Frau, die ihm im Leben die teuerste gewesen, als Sohn entgegen, kein Wort der Liebe kommt über seine Lippen, so daß Elisabeth ausruft:

„Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.“

In der „Jungfrau von Orleans“ ist die Läuterung der Seele Johanna rein innerlich, durch kein Ereignis der Außenwelt veranlaßt. In dem Elend der Verbannung kämpft sie die Leidenschaft ihres Herzens nieder, und als Lionel um die von ihrem Volke Verstoßene wirbt, sieht sie in ihm nur den Feind ihres Vaterlandes:

„Du bist
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein sein zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich.“

Im seelischen Leben der schwachen Menschen siegt aber nicht immer das Gute über das Böse; oft gewinnen in ihrem Innern sinnliche Triebe und Leidenschaften die Oberhand. Dies ist auch bei zwei tragischen Helden Schillers der Fall: bei Fiesko und Wallenstein. Beide unterliegen dem Dämon der Herrschsucht. Fiesko wird zum Verräter an seinen politischen Gesinnungsgenossen, Wallenstein zum Verräter an Kaiser und Reich. Beide büßen ihre Tat mit dem Tode. Diese dichterischen Gestalten Schillers zeigen, daß Schiller kein einseitiger Idealist gewesen; auch er hat die Macht der Wirklichkeit zu würdigen gewußt und ihr gebührenden Raum in seinen Dichtungen verliehen.

Galten meine bisherigen Ausführungen dem Dichter des sittlichen Idealismus, als der sich uns Schiller vorzugsweise in seinen Werken offenbart, so würde doch ein Zug in seinem dichterischen Charakterbilde fehlen, wollte ich den Realismus in seinen poetischen Werken ganz unberücksichtigt lassen. Wie Schiller selbst über den Realismus und Idealismus in der Dichtkunst gedacht hat, darüber gibt uns unter anderem sein Gedicht „An Goethe“ Aufschluß, das er im Jahre 1800 geschrieben, als Goethe den „Mahomet“ von Voltaire auf die Bühne brachte. Die fünfte und sechste Stanze lauten:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen
Und er gleicht dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

Demnach soll nach Schillers Urteil die Kunst, die Welt des Scheins, nach der Wahrheit streben; doch darf sie diese nicht in der bloßen Wirklichkeit suchen, ihre Gestalten müssen stets Ideale bleiben.

Welche Kraft realistischer Darstellung Schiller zu Gebote stand, hat er ganz besonders in „Kabale und Liebe“ und im „Wallenstein“ bekundet. Als im vergangenen Jahre im „Kleinen Theater“ in Berlin „Kabale und Liebe“ über die Bretter ging, erweckte das alte Stück unter den Zuhörern einen solchen Beifallssturm, wie ihn das Haus, in dem fast ausschließlich die „Modernen“ gespielt werden, noch nie erlebt hatte.

Daß Schiller mit seinen neun Dramen, die er vollendet hat, zu den größten dramatischen Dichtern aller Zeiten und Völker gehört, ist zweifellos. Stets fesselt die Zuhörer eine spannende, bedeutende Handlung. Wie Shakespeare setzt auch er große Massen in Bewegung und mit welcher dichterischen Kraft individualisiert er diese Massen! Ich erinnere nur an sein erstes Trauerspiel: welch' feine Unterschiede in der Charakteristik der einzelnen Räuber von Karl Moor, dem majestätischen Verbrecher, bis zum gemeinen Schurken Schufferle und Spiegelberg. Und welche Fülle allgemein menschlicher Erhebung ist von seinen Dramen auf das deutsche Volk und die ganze Menschheit übergegangen! Mit dem unwiderstehlichen Zauber seiner Dichtungen hat er den Gemütern die Schwungkraft der Begeisterung verliehen, so daß sie in großer Entscheidung die Wahrheit seiner Worte empfanden: „Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ Mit seinen geflügelten Worten drückt Schiller Gedanken aus, die für alle Ewigkeit gelten, Losungsworte für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben großen Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldene Sprüche wie Flammenschrift heraustreten:

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?
Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt:
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!“

Schiller gehört zu den höchsten Lehrern und Bildnern der Menschheit. Er hat Hoheit der Gesinnung und Adel der sittlichen Lebensanschauung durch Wort und Leben verkündigt und gepredigt wie kaum ein anderer. In der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft wurde er der Welt entrissen und hätte noch Unendliches leisten können. Solange er lebte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt. Von niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals geflohen war; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen. —

Der hundertste Todestag Schillers ist für uns kein Tag der Trauer. Er ist ein weihevoller Gedenktag an den Dichter, der die Menschheit den sittlichen Idealismus gelehrt hat. Vor allem soll die Jugend, sollen Sie, liebe Studenten, in Ihren Herzen die Flamme der Begeisterung entzünden für das Wahre, Gute und Schöne; Sie sollen sich vornehmen, als Männer zu kämpfen gegen das Niedrige und Gemeine; Sie sollen Ihr Vaterland lieben und die Pflichten, die Sie einmal im Staate übernehmen werden, treu erfüllen; Sie sollen von dem lauterem Streben erfüllt sein, gute und edle Menschen zu werden.

Mögen Ihnen im Leben die Worte, die Goethe dem heimgegangenen Freunde nachgerufen, Geleitworte sein und bleiben:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

